

*Die psychosozialen Berufe erfahren täglich ihre Grenzen, wenn sie nicht an den subjektiven Lebentwürfen der ihr anvertrauten Menschen, ihren Motivationen und an ihrer Handlungsbereitschaft anknüpfen. Dies versucht als ein einzigartiges „Sozialklinikum“ das Essener „Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung“ (ISSAB), in dem nicht nur die Integration von analytischen und praktischen Kompetenzen im Feld gesellschaftlicher Praxis gelungen ist, sondern auch eine Ausbildung realisierbar wurde, die den Studierenden gleichberechtigt neben der Vermittlung von sozialwissenschaftlichem Wissen konkrete Lern- und Lebenserfahrungen „vor Ort“ ermöglicht.*

# Theorie als Werkzeugkoffer

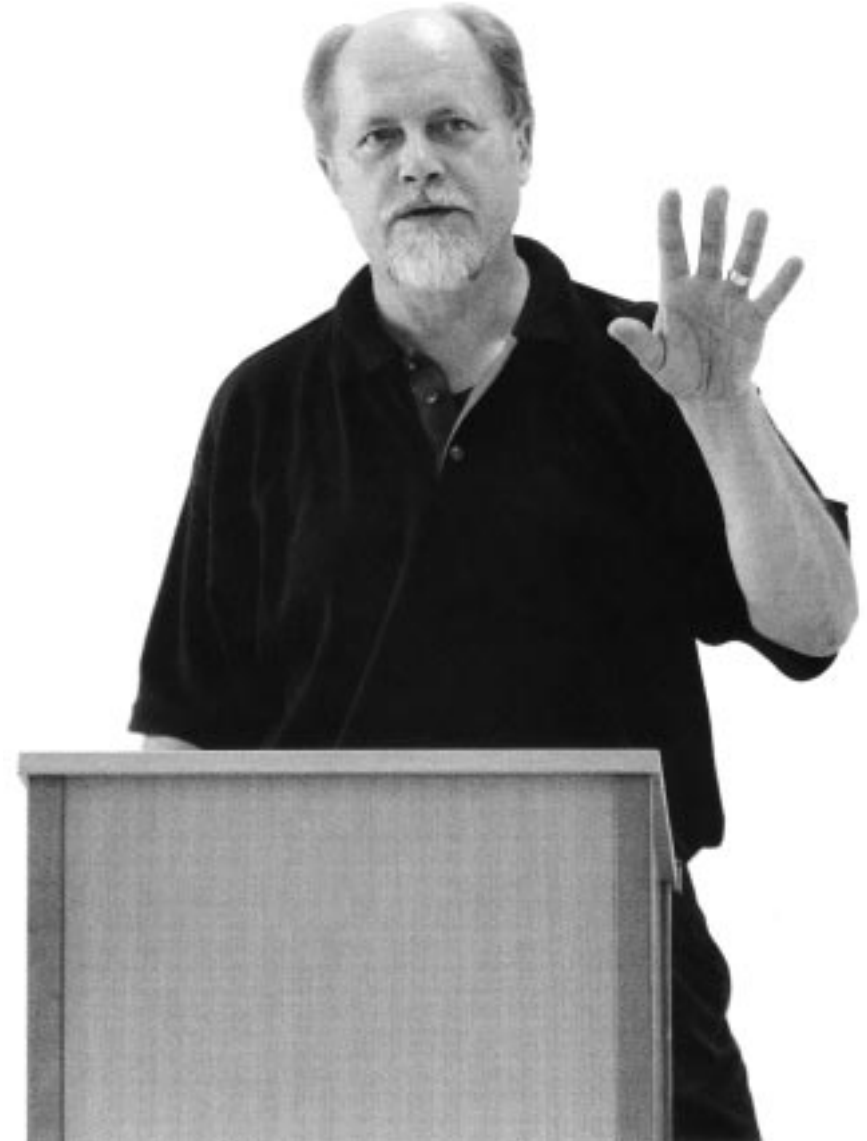
**Zur Funktion von Handlungswissen in der beruflichen Praxis von Sozialwissenschaftlern / Von Werner Springer**

Mitte der sechziger Jahre entdeckte die Soziologie die Sozialarbeit als Gegenstand ihrer theoretischen Betrachtung. Joachim Mattes und Niklas Luhmann leisteten Beiträge zur Entschlüsselung der gesellschaftlichen Funktionen von Sozialarbeit jenseits des institutionellen Selbstverständnisses, das wenig Kritisches aufzuweisen hatte. Helge Peters, Assistent von Mattes, spitzte diese Diskussion mit seinem Aufsatz „Zur politischen Funktions-

losigkeit der Sozialarbeit“ zu: Er sprach der Sozialarbeit nicht nur jede gesellschaftskritische Reflexion ab, sondern enttarnte sie als eine Institution, die durch die Pathologisierung ihrer Adressaten zur Entpolitisierung sozialer Konflikte beiträgt<sup>1</sup>. Dies alles geschah im Kontext der beginnenden Hochkonjunktur für die Soziologie als Gesellschafts- und Institutionenkritik, als einem Kernstück der Studentenbewegung in dieser Zeit.

## Soziologie zwischen Aufklärung und Widerstand

Ich selbst habe in Münster bei Mattes, Luhmann und Peters studiert. Uns Studenten faszinierte die Kritik auch gerade deshalb, weil wir, als eine Gruppe von Sozialarbeitern, sehr unzufrieden waren mit der Ausbildung an höheren Fachschulen für Sozialarbeit und ihrer Vermittlung von Praxiswissen. Uns fehlten wissenschaftlich begründete Analy-



Werner Springer

sen und die Praxiskritik. Soziologie und Sozialpädagogik, wie sie an einer wissenschaftlichen Hochschule gelehrt wurden, schienen uns entsprechende Qualifikationen zu bieten. Sie ließen sich zudem mit der ausgeprägten Aufstiegsorientierung verbinden, die durch die Bildungsreformdebatte und die Öffnung der Hochschulen bei uns angeregt worden war. Wir lernten also „Sozialarbeit“ als eine Institution zu sehen, die Antworten suchte auf unerwünschte Verhaltensformen und Zustände wie Krankheit, Berufsnot, innere und äußere Heimatlosigkeit, seelische Notlagen, also Nöte von Personen, ohne aber die Bedingungen ihres eigenen professionellen Handelns, ihr Eigeninteresse und die gesellschaftliche Funktion der geleisteten sozialen Arbeit zu reflektieren. Die Institution „Sozialarbeit“ *legitimiert* sich, anstatt die Bedingungen und Folgen ihres Handelns im Interesse von Demokratisierung und sozialer Gerechtigkeit zu analysieren. Neben der mit Aufgaben direkter Verhaltenskontrolle betrauten Institution der Polizei erschien uns die Sozialarbeit eine zweite soziale Kontrollorganisation zu sein, die mit Hilfe psychologisch fundierter Beratungs- und Interventionsansätze versuchte, die Kontrolle „in die Person zu verlegen“, wodurch die sozialen Konflikte der kapitalistischen Gesellschaft verschleiert und die Menschen zusätzlich noch ihres Widerstandes beraubt wurden. Sozialarbeit greift nach Peters zu Arbeitsformen (Einzelhilfe, Gruppenarbeit), die individuelle Verhaltensänderungen zum Ziel haben, ohne jedoch die gesellschaftlichen Bedingungen des Verhaltens in den Blick zu nehmen. Standorte dieser wissenschaftlichen Kritik waren die theoretischen Positionen des Strukturfunktionalismus, der Systemtheorie, des Interaktionismus und materialistischer Ansätze.

Insbesondere die ersten drei theoretischen Strömungen waren in Münster vertreten und bildeten die Grundlage unseres Soziologiestudiums.

Ich befaßte mich intensiv mit den sozialstrukturellen Theorien abweichenden Verhaltens und dem interaktionistisch geprägten Definitionsansatz, der Abweichung als einen Etikettierungsprozeß von Kontrollinstanzen begriff und so beispielsweise Kriminalität als einen Prozeß von Zuschreibungen durch Instanzen deutet, die, mit entsprechender Macht ausgestattet, einzelne Individuen zu stigmatisieren vermögen. Wesentlich war uns Sozialarbeitern, über dieses Soziologiestudium die gesellschaftlichen Ursachen für Abweichung und Kontrolle, für das Entstehen sozialer Probleme und ihre gesellschaftliche Bearbeitung durch Polizei, Justiz, Sozialarbeit, Schule, das Gesundheitssystem und andere Institutionen mehr zu begreifen. Dies war ein Zugang, der auch die Institutionen der sozialen Arbeit radikal in Frage stellte und die Perspektive bot, Handlungsansätze zu entwickeln, die die Betroffenen nicht durch sozialstrukturelle Ungleichheit oder Stigmatisierung ausgrenzen, sondern die zu ihrer Integration durch Veränderung struktureller Bedingungen und institutioneller Unterstützungssysteme beitragen.

Heute stellt sich die Frage, wie diese Fundamentalkritik der Soziologie auf die Profession, die „Hilfe zur Selbsthilfe“ zu ihrem Leitmotiv erklärt hatte und einen guten Willen für sich reklamierte, gewirkt hat. Sie, die ohnehin unter mangelnder gesellschaftlicher Anerkennung litt, fühlte sich in ihren guten Absichten durch die Sozialwissenschaften mißverstanden und gekränkt. Versuche Anfang der 70er Jahre, in offenen Foren, Seminaren, Fortbildungsveranstaltungen oder auf Kongressen diesen Konflikt auszutragen, blieben im wesentlichen darin stecken, sich gegenseitig des Ideologieverdachts und der Ignoranz zu bezichtigen.

Seitens der Praxis kam es zu den – zu erwartenden – Vorwürfen mangelnder Praxiserfahrung, abgehobener Theoriehuberei und der bekannten Besserwisserei an die Adresse der

Wissenschaftsvertreter. Die Universität Bielefeld errichtete als Reformuniversität eigens ein „Zentrum für Wissenschaft und berufliche Praxis“, um diesem Dialog im Sinne der Entwicklung von Transferwissen den Weg zu ebnet. Das Ziel wurde letztlich verfehlt. Die Arbeit dort verließ nie die Ebene der Analyse von Klientelgruppen, der Organisation sozialer Dienste und der Curriculaentwicklung, deren Kern die Vermittlung eben jener Theorien war, die Erklärungswissen und kein Handlungswissen bereitstellten.

Die Wissenschaft dagegen deutete die Reaktion der Praxis in psychologischer und soziologischer Weise, psychologisch hatte man sie „auf dem richtigen Fuß erwischt“, soziologisch reagierte sie „gesellschaftlich borniert“ im Rahmen der bekannten „Immunsierungsstrategie“. Dabei blieb in der Hitze des Gefechtes unbeachtet, daß die Kritik der Praxis an der Analyse ebenso auf Immunsierungs- und Selbstbehauptungsstrategien der Wissenschaft gestoßen war.

Die Kritik blieb also wechselseitig unverstanden. Die Wissenschaft ging weiterhin von einem Aufklärungs- und Rationalitätsbedarf seitens Praxis aus. Mittelfristig glaubte sie sich ohnehin als überlegene Siegerin betrachten zu können: Die mit der Errichtung der Fachhochschulen curricular verankerte „Versozialwissenschaftlichung“ der Ausbildung und die Rekrutierung des Hochschulpersonals aus eben jenen Institutionen, die sich der Theorieproduktion verschrieben hatten, sowie der darüber gesteuerte Absolventen-Output für die Praxis schienen ihre Infiltration sozusagen von innen her zu sichern. Was ist jedoch aus dieser Gewißheit der Planer geworden?

#### Die Grenzen der Sozialwissenschaften

Ulrich Beck und Wolfgang Bonß<sup>2</sup> kommen in der Analyse der Entwicklung des Verhältnisses der



Foto: André Zwick

Essen-Katernberg. Im Norden der Stadt sind die Spuren aus der Zeit des Kohlebergbaus und der Schwerindustrie immer noch gegenwärtig

Sozialwissenschaften zur gesellschaftlichen Praxis in den 60er und 70er Jahren zu dem ernüchternden Ergebnis, daß vier Leitannahmen sich als brüchig erwiesen haben:

- Die Annahme von der Überlegenheit wissenschaftlichen Wissens wurde durch die Erfahrungen im praktischen Umgang mit der Wissenschaft widerlegt, nicht zuletzt deshalb, weil für jede Streitposition in der öffentlichen Diskussion eine entgegengesetzte wissenschaftliche Begründung mobilisiert werden kann.

- Das Prinzip, nach dem ein Mehr an sozialwissenschaftlichem Wissen auch ein Mehr an Rationalisierungspotentialen freisetzen würde, scheiterte an der Erkenntnis von der politischen Unbeeinflussbarkeit zentraler Erklärungsvariablen und

an der Vielfalt von Interessenspositionen, die weder sozialwissenschaftlich abbildbar noch kontrollierbar sind.

- Die von der Problemsteuerung durch wissenschaftliches Expertenwissen erwartete Sicherheit schlug um in Aporie, in Ratlosigkeit hinsichtlich der richtigen Problemlösungen. Die unvorhersehbare Veränderung fast aller zentralen soziodemographischen Variablen – von der Geburtenentwicklung und dem Altersaufbau über das Bildungsverhalten, die Scheidungsziffern, die Arbeitsmarktteiligung und -flexibilisierung, den Konsequenzen neuer Technologien bis hin zu den gesetzgeberischen Reaktionen darauf und der Interdependenz aller dieser Entwicklungen – hat einen Komplexitätsgrad von real denkmöglicher

Vielfalt aufgedeckt, der sozialwissenschaftlich kaum abbildbar ist und auch durch mathematische Perfektion nicht aus der Welt gerechnet werden kann.

- Die Gleichsetzung von Verwissenschaftlichung und Versachlichung mußte stark relativiert oder sogar aufgehoben werden und mit ihr die große Chance, gesellschaftliche Interessenkämpfe zu entschärfen und in neue Formen der politischen Konfliktlösung zu überführen. Vielmehr wurde nun die Instrumentalisierungsmöglichkeit von Wissenschaft durch ihre Auftraggeber entdeckt und ihre Anfälligkeit für die Konstitution jeweils „anderer Wirklichkeiten“ in ihren Darstellungen, je nach der unterschiedlichen Konstellation von Definitionen, Indikatoren, erhobenen Daten,

methodischen Weichenstellungen, verwendeten Computerprogrammen und institutionellen Kontexten.

Dieses Dilemma war auch für mich unmittelbar erfahrbar. Das deduktive Modell wissenschaftlichen Tuns hielt der gesellschaftlichen Praxis nicht mehr stand. Es galt nach neuen Wegen der Auseinandersetzung zwischen Wissenschaft und Praxis zu suchen, mit dem Ziel einer praktischen Theorie und einer theoretisch reflektierten Praxis.

#### ... und dennoch: Sozialwissenschaft und Sozialarbeit eine Handlungseinheit?

Als ideales Modell dafür erschien mir eine Art „Sozialklinikum“, in dem die Integration analytischer und praktischer Kompetenzen in einer Institution und in einem Feld gesellschaftlicher Praxis zu verwirklichen wären. Mir stand idealtypisch der Mediziner vor Augen, ein Hochschullehrer, der sowohl doziert als auch praktisch operiert. Mit meinen Kollegen Wolfgang Hinte und Gerhard Metzger suchte ich ab 1979 nach einer Annäherung an dieses Modell. Wir verbanden die Kompetenzen von Pädagogen und Sozialpädagogen, von Soziologen und Sozialarbeitern. Als theoretische Grundlage dienten uns die Kriminalsoziologie, der Interaktionismus (die Stigmatisierungstheorie), die Theorien sozialer Probleme, die Feldtheorie, die Stadtsoziologie, Ansätze der humanistischen Psychologie und die Gemeinwesenarbeit. Wir trugen also ein relativ breites Spektrum sozialwissenschaftlicher Theoriekenntnisse und praktische Erfahrungen aus der Gemeinwesenarbeit zusammen. In die eigene Emanzipation vom traditionellen wissenschaftlichen Tun waren selbstverständlich auch das Studium und der Dialog mit den Studierenden und der wissenschaftsgestützten Praxis mit einzubeziehen. Die Studierenden standen hierbei im Zentrum unserer Überlegungen, weil Lernen immer auch an konkrete

Erfahrungen, an die Biographie und die Lerngeschichte des einzelnen gebunden ist. Wir legten deshalb die Aneignung von Theorie einerseits und das Lernen zum Handeln andererseits, zusammen mit der Berücksichtigung der persönlichen Entwicklung der Studierenden, bei der Konstruktion des Projektstudiums zugrunde. Wir selbst als Hochschullehrer sahen unsere Rolle in der Projektstruktur nicht nur in der Vermittlung zwischen diesen Feldern des Erklärungswissens, handlungseinfordernder Berufserfahrung und der persönlichen Entwicklung, sondern wir wollten mit unseren Studierenden in diesen Feldern präsent sein, arbeiten und lernen. Wie sollten wir sonst vor dem Hintergrund der skizzierten Kritik kompetent und glaubwürdig ausbilden und Akzeptanz bei unseren Kooperationspartnern in der Praxis finden?

Kooperationsverträge mit der Stadt Essen und einem Wohlfahrtsverband erlaubten es uns, jenseits der Gräben und wechselseitigen Vorurteile zwischen Hochschule und Praxis feste Vereinbarungen für unser Experiment zu schließen. Übergreifendes Ziel der Kooperation ist seitdem, die gesellschaftliche Integration von Menschen innerhalb von sozialen Räumen – konkret: Stadtteilen – durch die Erweiterung ihrer Handlungsoptionen zu fördern. Dies ist gekoppelt an die Initiierung von Partizipationsprozessen zu allen relevanten Themen im Stadtteil mit dem Ziel der Verbesserung der kommunikativ-sozialen und materiellen Lebensbedingungen. Die Integration sollte eben nicht über individuelle Anpassungsstrategien oder Vereinnahmungen erfolgen, sondern über direkte Partizipation der Stadtteilbewohner vor Ort und in direkter Auseinandersetzung mit Verwaltung, Politik und anderen Interessengruppen. Integration konnte auch nicht bedeuten, die isolierte Bearbeitung von Defiziten zu organisieren, sondern es galt, die vorhandenen, aber zumeist kaum

wahrgenommenen, eigenen Stärken der Betroffenen für die Bewältigung von Alltagsproblemen zu aktivieren. Dies war eine radikale Abkehr von der traditionellen Sichtweise der Sozialarbeit, obschon auch dort mit den Stärken der Betroffenen gearbeitet wurde, jedoch nur im Hinblick auf die Aufarbeitung von Defiziten. Konkret bedeutet dies beispielsweise, Ausländer im Stadtteil nicht auf ihre Rolle als „Ausländer“ zu reduzieren, sondern ihnen Beteiligungschancen in nicht diskriminierten Rollensegmenten anzubieten – etwa als Vater in Kindergarten und Schule, als Elternteil einer Bürgerinitiative zur Reduzierung von Gefährdungspunkten auf dem Schulweg, als Nachbar bei der Organisation eines Straßenfestes oder als Mieter bei der Kontrolle der Heizkostenabrechnung. Die Integration erfolgt über das „Normale“ – und nicht das „Besondere“, wie es der Defizitansatz nahelegt. Das „Besondere“ wird reduziert auf das, was es ist, ein Ausschnitt des Alltagslebens, der durch viel Normalität im übrigen Alltag die Identität und Handlungskompetenz des einzelnen nicht anzugreifen vermag.

Drei Leitkategorien mit ihren dahinterliegenden Theoriesträngen stehen im Zentrum des auf diese Weise von uns entwickelten Arbeitsansatzes zur stadtteilbezogenen oder sozialraumorientierten sozialen Arbeit: Sozialer Raum, Lebenswelt und Partizipation.

#### Der soziale Raum

Die Stellung des einzelnen im sozialen Raum, im Kontext anderer Statusgruppen, erlangt ihre Relevanz in der Struktur der Beziehungen der Bewohner zueinander und ihre Realität in dem Beitrag dieser Personen – aus ihrer Position heraus – zur Konstruktion der sozialen Welt. Aus dieser kontinuierlichen gesellschaftlichen Praxis heraus entwickelt sich die „Welt“ bzw. die Auffassung von (der) eigenen Stellung in dieser



Foto: André Zwick

Leben in Essen-Katernberg. An den konkreten Problemen im Stadtteil setzt das „Institut für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung“ mit seinen Hilfsangeboten zur Selbsthilfe an

Welt“, ihre „jeweilige gesellschaftliche Identität“. „Die Wahrnehmungskategorien resultieren wesentlich aus der Inkorporierung der objektiven Struktur des sozialen Raums. Sie sind es folglich, die die Akteure dazu bringen, die soziale Welt, so wie sie ist, hinzunehmen, als fraglos gegebene, statt sich gegen sie aufzulehnen und ihr andere, wenn nicht sogar vollkommen konträre Möglichkeiten entgegenzusetzen.“<sup>3</sup> An dieser Stelle setzt sozialraumbezogene soziale Arbeit an, ihr Fokus ist der soziale Raum in dieser sozialen Welt, der Zentrum der Lebenswelt, des Alltags der Bewohner ist. In diesem Raum, im Alltag des Stadtteils, werden Gelegenheiten für die Wahrnehmung von „objektiven“ sozialen Positionen ebenso in Szene gesetzt wie das Leiden an

ihnen, dem jeweils eigenen emotionalen Feedback auf erlebte Ungleichheit, Ungerechtigkeit und Diskriminierung, auf die Behandlung durch politische, administrative Instanzen – ohne jedoch jemals verhandelnd Einfluss genommen zu haben. Die persönliche Betroffenheit und die reflektierte Erfahrung in einem inszenierten öffentlichen Diskurs mit anderen in gleicher sozialer Lage oder zu gemeinsamen Themen über Klassen- oder Schichtgrenzen hinweg ist der Schlüssel für die Entstehung einer Utopie von der Gestaltbarkeit der sozialen Welt, der Chance, auf konkrete Lebensbedingungen im Stadtteil gemeinsam Einfluss nehmen zu können. „Die Fähigkeit, etwas explizit öffentlich zu machen, zu veröffentlichen, gegenständig, sichtbar, in Worte faßbar,

ja offiziell werden zu lassen, was bislang wegen fehlender objektiver oder kollektiver Existenz auf der Ebene individueller bzw. serieller Erfahrung verblieb – Ängste, Nöte, Beklemmungen, Hoffnungen und Ungewöhnlichkeiten –, stellt eine außer-gewöhnliche gesellschaftliche Macht: die, eine Gruppe zu schaffen durch Schaffung des Common sense, des ausdrücklichen Konsenses der ganzen Gruppe.“<sup>4</sup>

Uns geht es also um das Zurückholen von Politik in die Einflusssphäre der Menschen, als politischer Rahmen für eine (Sozial-)Politik, die nicht nur aus Kostengründen an die Selbsthilfekräfte appelliert, sondern vor allem den Bürgern die Verantwortung für die Gestaltung ihres gesellschaftlichen Lebens zugesteht und ihre aktive Partizipation respek-

tiert und fördert. Im Zentrum dieser neuen Politik steht die Kategorie der Lebenswelt, die Rückbindung der Politik an die Bedürfnisse und unmittelbaren Lebensinteressen der Menschen in ihrem Alltag.

#### Was heißt „Lebenswelt“?

„Die Wissenschaften, die menschliches Handeln und Denken deuten und erklären wollen, müssen mit einer Beschreibung der Grundstrukturen der vorwissenschaftlichen, für den ... Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen.“<sup>5</sup> Anders ausgedrückt heißt dies, wenn Wissenschaft, die Politik und soziale Dienste Menschen bei der Bewältigung ihres Alltags unterstützen, beraten und helfen wollen, müssen sie mit ihrer Arbeit in der den Menschen selbstverständlichen Wirklichkeit beginnen. Diese selbstverständliche Wirklichkeit ist die alltägliche Lebenswelt. „Sie ist der Wirklichkeitsbereich, an dem der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt.“ ... „Die Grundstruktur der Wirklichkeit meiner Lebenswelt ist mit der der anderen gemeinsam.“<sup>6</sup>

Entscheidend ist, daß „die alltägliche Lebenswelt ... die Wirklichkeitsregion (ist), in die der Mensch eingreifen und die er verändern kann“. Zwar unterliegt das Handeln in der Lebenswelt, im Alltag der Menschen politischen, ökonomischen und kulturellen Strukturen, die sich zunächst ihrem Einfluß entziehen. Die Lebenswelt ist jedoch der Ort konkreter Erfahrung gesellschaftlicher Ereignisse. Arbeitslosigkeit beispielsweise wird existenziell und konkret erfahren in der Wohnung, in der Nachbarschaft und im Stadtteil mit seinen besonderen Entfaltungsmöglichkeiten oder diskriminierenden Strukturen.

Auf diese Lebenswelt ist der Handlungsansatz sozialraumbezogener Arbeit gerichtet<sup>7</sup>, und zwar auf die Struktur eines Stadtteils, mit seinen *jeweils spezifischen* Möglich-

keiten, dort zu wohnen, zu konsumieren, zu spielen, sich gesund zu erhalten, die Freizeit zu verbringen, nachbarschaftliche Beziehungen zu pflegen, zu arbeiten und sich zu bewegen.<sup>8</sup> Auf der unmittelbaren Erfahrungsebene alltäglichen Lebens, seiner sinnlich zugänglichen und praktischen Realität, ergibt sich der Grundsatz: Der Stadtteil mit seiner spezifischen Struktur ist der Ort, an dem Ansätze für konkrete Problemlösungen über konkretes Handeln zu suchen – und zu finden – sind.

So können die personellen und infrastrukturellen Ressourcen im Stadtteil herangezogen werden, um die vielfältigen Elemente der Stadtteilstruktur mit der Lebenswelt der Betroffenen zu verbinden und zur Bewältigung des Alltags zu nutzen. Dazu zählen u. a. die Initiierung von Gruppen zu spezifischen Alltagsthemen wie das Fehlen eines Kinderarztes, eines Treffpunkts für Jugendliche oder vorhandene Schulweggefährdungen, aber auch die Stärkung von Nachbarschaftsbeziehungen durch die Diskussion von Mieterproblemen, das Feiern von Festen oder auch punktuell durch die gemeinsame Unterstützung von Familien bei Haushaltsschwierigkeiten oder bei der Renovierung einer Wohnung. Institutionen, die zur Alltagsbewältigung beitragen wollen – und dies ist Aufgabe sozialer und psychosozialer Arbeit – müssen also im Alltag präsent sein, dezentral, vor Ort, und damit selbst zu einer Ressource des Stadtteils werden.

#### Partizipation oder: Wie sind Menschen aktivierbar?

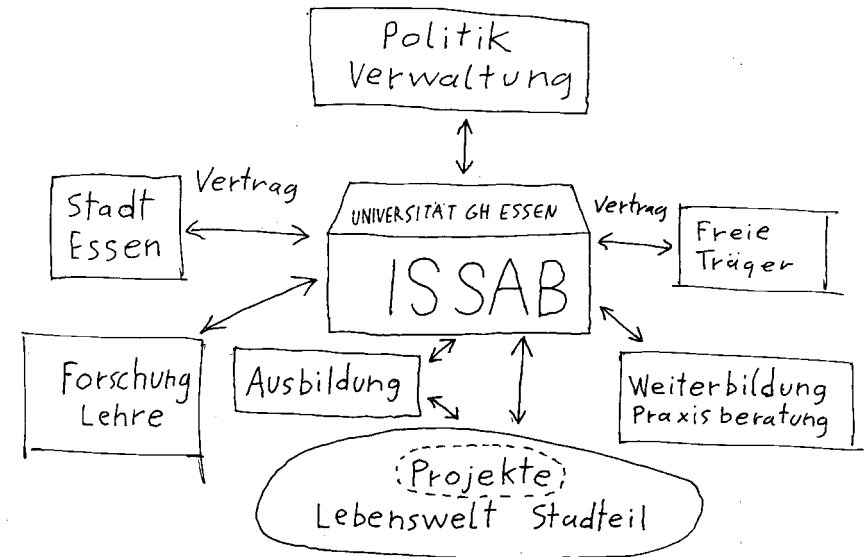
Die psychosoziale Profession erfährt täglich ihre Grenzen, wenn sie nicht an den subjektiven Lebensentwurf ihrer Klienten, ihrer Motivation und Handlungsbereitschaft anknüpft. Psychosoziale Arbeit kann nur gelingen, wenn im Vertrauen auf die Selbsthilfekräfte der Betroffenen Veränderungen von den Professo-

nellen so angeregt, initiiert und eine Zeit lang begleitet werden, daß sie im Kern von den Betroffenen getragen und in ihren Alltag integriert werden können.

Nun steht der Leitsatz von der „Hilfe zur Selbsthilfe“ von Beginn an programmatisch über der staatlichen und verbandlichen Sozialpolitik und sozialen Arbeit. Es stellt sich also die Frage, warum die Appelle der Professionellen, formal nicht selten unterstützt durch Sanktionsandrohungen, es nicht vermocht haben, die Verhaltensweisen und Lebensgewohnheiten von Betroffenen zu ändern.

Unser Alltag ist durch Routinen und Gewohnheiten gekennzeichnet, durch Selbstverständlichkeiten, die die Anstrengung neuer Überlegungen und Begründungen überflüssig machen. Alltagsroutinen dienen unserer Entlastung und sind funktional im Kontext der jeweils subjektiven Lebenswelt. Menschen ändern in der Regel nur dann etwas an ihrem Verhalten und an ihrer Situation, wenn sie unmittelbar betroffen sind und ihre Bedürfnisse direkt berührt werden. Daran hat sich psychosoziale Arbeit zu orientieren, wenn sie zur Alltagsbewältigung beitragen will. Veränderungen in der Lebenswelt und in den Beziehungen der Bewohner sind nur dann tragfähig, wenn sie von ihnen als hilfreich und nützlich definiert und von ihnen getragen werden können. Nur dann werden sie bereit sein, sich aktiv an dieser Entwicklung zu beteiligen. Will Sozialarbeit Lebenswelten stärken, gilt es also für sie, sich an der Betroffenheit und den Bedürfnissen der Menschen im Stadtteil und den darauf beruhenden Chancen ihrer Aktivierung zu orientieren.<sup>9</sup>

Ansatzpunkte einer sozialraumorientierten Arbeit sind die kommunikativen und materiellen Strukturen. Beide Dimensionen sind als veränderbar zu begreifen – was im Kontext von sozialer Arbeit keineswegs selbstverständlich ist. Soziale Arbeit reduziert sich oft auf den



Strukturelle Einbindung des „Instituts für Stadtteilbezogene Soziale Arbeit und Beratung“

kommunikativen Aspekt, und zwar im doppelten Sinne: Sozialarbeiter kommunizieren dann mit den ihnen anvertrauten Menschen über Problemlösungen unter Vernachlässigung der materiellen Gegebenheiten in ihrer Lebenswelt, und sie suchen in der Regel Problemlösungen, ohne an ihrer Bewältigung in den Lebenssituationen vor Ort beteiligt zu sein. Psychosoziale Themen und Probleme des Alltäglichen hängen mit kommunikativen und materiellen Strukturen der Lebenswelt im sozialen Raum zusammen, mit der Qualität der Wohnungen, der infrastrukturellen Ausstattung des Stadtteils, seiner Bebauung, der Verkehrsführung, dem Konsumangebot, den Freizeit- und Bildungsmöglichkeiten und den gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Aus diesem Zusam-

menhang von psychischen, sozialen und materiellen Strukturen, die sich konkret vor Ort manifestieren und oft verfestigt sind, leitet sich eine fundamental andere Handlungsperspektive ab: *Es gilt, nicht die Menschen zu ändern, sondern die sozialen Räume, in denen sie leben.* Indem Menschen aktiv auf die Gestaltung der Räume und die dort entwickelten sozialen Beziehungen Einfluß nehmen, gewinnen sie Entfaltungsmöglichkeiten entlang ihrer Bedürfnisse und erwerben oder stärken Handlungskompetenzen für ihre Alltagsbewältigung. Sie entwickeln im praktischen Tun Selbstbewußtsein, Ich-Stärke und Identität. Wozu sollten die sozialen und psychosozialen Berufe sonst beitragen wollen?

Ein zentrales Prinzip sozialraumbezogener Arbeit ist die Kooperation

und Vernetzung der Bewohner einerseits und der professionellen Dienste und Einrichtungen andererseits. Dies hat auf beiden Ebenen zum Ziel, eine höhere Effektivität bei der Stärkung von Lebenswelten zu erreichen, bei der Initiierung und Stabilisierung nützlicher, tragender Beziehungen in Familien, Bezugsgruppen, Nachbarschaften, im Stadtteil ebenso wie beim Aufbau und Erhalt von dafür nützlichen Institutionen und professionellen Unterstützungssystemen.

Kooperationen innerhalb des sozialen und psychosozialen Sektors, von Erziehungsinstitutionen, Gesundheitsdiensten und anderen Institutionen, entwickeln sich ebenfalls besser aus einer gemeinsamen Zuständigkeit für den sozialen Raum, das Wohnquartier, den Stadtteil heraus. So kann es zur wechsel-

seitigen Ergänzung spezifischer professioneller Handlungskompetenzen und materieller Ressourcen zum Nutzen der Bewohner kommen. Dies führt auch zu einer Effektivierung der Dienstleistungen, weil sie koordiniert umfassender und ganzheitlicher auf die Lebenslagen der Betroffenen Bezug nehmen können. Dies ermöglicht die Aufhebung der engen Funktionsgrenzen, die durch Konkurrenzen und prestigeträchtige Berufsprofile gestützt werden, zugunsten einer gemeinsamen Zuständigkeit und Nutzung der jeweils spezifischen Handlungskompetenzen und Ressourcen. Diese Formen der Kooperation können sich nur aus konkreter Praxis entwickeln, aus der Erkenntnis und gemeinsamen Erfahrung heraus, daß psychosoziale Themen und Probleme, der belastete Lebensalltag der Menschen, im Zusammenhang mit ihren Lebens- und Wohnbedingungen stehen und seitens der Betroffenen wie der professionellen Unterstützer durch Einflußnahme auf eben diese lokalen Bedingungen und Lebensformen verändert werden können.

Der Schwerpunkt der Arbeit von psychosozialen Diensten, die in diesem Sinne unterstützend bei der Bewältigung des Alltags aktiv sind, liegt in der Prävention. Ihre Stärke besteht darin, schon bei der Sicherung und Herstellung von Alltagsnormalität präsent zu sein – anstatt erst bei seiner Funktionsunfähigkeit oder seinem Zusammenbruch intervenierend auf der Szene zu erscheinen. Sie können dabei auf den konstruktiven Möglichkeiten der Menschen aufbauen, auf ihrem Aktivitäts- und Lösungspotential, das bei Zusammenbrüchen oft erst neu entwickelt werden muß.

#### Das Essener Modell

Das dargelegte Konzept ist in dem Prozeß ständiger Auseinandersetzung mit wissenschaftlichen Theorien und den praktischen Erfahrungen

in den Projektgebieten entstanden. Durch unzählige kleine Schritte konkreter Arbeit, Reflexion und praktischen Folgerungen hat es sich, in Zusammenarbeit mit den beteiligten Praxisinstitutionen, verdichtet. Dabei ist ein Kompetenzprofil für psychosoziale Berufe entstanden, daß neben den juristischen und administrativen Kompetenzen durch ein differenziertes Interesse an den Bedürfnissen und dem Lebensalltag der Menschen und seinem sozial-räumlichen Kontext gekennzeichnet ist. Es setzt auf offene Kontakt- und Kommunikationsformen zwischen Stadtteilbewohnern, Professionellen und ihren Institutionen sowie auf die Fähigkeit, Ideen und Arbeitsformen zu entwickeln, mit deren Hilfe es den Menschen vor Ort zusammen mit den zuständigen Professionellen möglich wird, auf konkrete Veränderungen in ihrem sozialen Raum hinzuarbeiten.

#### Anmerkungen:

- 1) Peters, Helge: Die politische Funktionslosigkeit der Sozialarbeit und die ‚pathologische‘ Definition ihrer Adressaten. In: Otto/Schneider (Hrsg.): Gesellschaftliche Perspektiven der Sozialarbeit, Bd. 1. Neuwied u. Berlin 1973, S. 151–165.
- 2) Beck, Ulrich/Bonß, Wolfgang: Verwissenschaftlichung ohne Aufklärung. In: Beck/Bonß (Hrsg.): Weder Sozialtechnologie noch Aufklärung. Frankfurt am Main 1989, S. 15–40.
- 3) Bourdieu, Pierre: Sozialer Raum und Klassen. Frankfurt am Main 1985, S. 16/17.
- 4) Bourdieu: Sozialer Raum und Klassen, a. a. O., S. 19.
- 5) Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Neuwied u. Darmstadt 1975, S. 23.
- 6) Schütz/Luckmann: Strukturen der Lebenswelt, a. a. O., S. 24.
- 7) Siehe dazu: ISSAB (Hrsg.): Zwischen Sozialstaat und Selbsthilfe. Stadtteilbezogene Soziale Arbeit als Handlungsansätze in beruflicher Praxis und studentischer Ausbildung. Essen 1989, S. 27 f.
- 8) Springer, Werner: Stadtteil und Eigensinn – Von der notwendigen Wiederherstellung der Lebenswelt. In: sozial extra. Februar/März 1987, S. 12–15.
- 9) ISSAB: Zwischen Sozialstaat..., a. a. O., S. 37f

#### Literatur:

- Hinte, Wolfgang: Intermediäre Instanzen in der Gemeinwesenarbeit: die mit den Wölfen tanzen. In: Bitzan/Klöck (Hrsg.): Jahrbuch Gemeinwesenarbeit 5. München 1994, S. 77–89.
- Hinte, Wolfgang/Springer, Werner: Über die Folgenlosigkeit kritischer Sozialarbeitswissenschaft. In: Otto/Hirschauer/Thiersch (Hrsg.): Zeit-Zeichen Sozialer Arbeit. Neuwied u. Berlin 1992, S. 111–117.
- Springer, Werner: Alltag und sozialer Raum als Focus sozialpädagogischen Handelns. In: Neue Praxis 3/1995, S. 281–285.
- Springer, Werner: Thesen zu einem integrierten Arbeitsmodell zwischen Hochschule und Praxis in der Ausbildung von Sozialarbeitern/Sozialpädagogen. In: Neue Praxis 1979, S. 12–15.
- Springer, Werner/Hinte, Wolfgang/Metzger, Gerhard: Stadtteilbezogene Soziale Arbeit – ein Kooperationsmodell für Ausbildung und berufliche Praxis. In: Neue Praxis 4/1982, S. 345–357.